

Jenseits von Schwarz-Weiß

ALEXANDRA NOCKE & TERESA SCHÄFER

Berlin, April 2024

»Meine Beziehungen zu Deutschland sind immer etwas komisch. So viele Sachen in Deutschland erinnern mich. Es ist nicht ganz Ausland, aber doch vollkommen Ausland.« So begann der Friedensaktivist Uri Avnery (1923–2018), der als Helmut Ostermann in Beckum bei Hannover geboren wurde, ein Gespräch, das wir für das Ausstellungsprojekt »Israelis & Deutsche« im Jahr 2015 mit ihm geführt haben. Sein Zitat zeugt von Distanz und Nähe zugleich und verdeutlicht eine Widersprüchlichkeit, die viele unserer Gesprächspartner:innen für dieses Buch in ihren Verbindungen zu Deutschland und Israel erleben und beschreiben. Auch Kevin Kühnert spricht dies in seinem Interview mit uns an: »Ich wünsche mir sehnlichst, dass Israel eine Zukunft hat, in der mehr Gäste aus aller Welt dieses pulsierende Land voller kreativer Widersprüche aus einer solchen Perspektive kennenlernen können.«

Über die Verbindungen zwischen Deutschland und Israel wird viel gestritten, geschrieben und meinungsstark diskutiert. Der Diskurs ist häufig von Härte und festgefahrener Positionen geprägt und gleitet in bekannte Klischees und Stereotype ab. Unser Buch will verengte Sichtweisen aufbrechen, Widersprüchen Raum geben und die vielfältigen Beziehungen zwischen Israelis und Deutschen von einer neuen und sehr persönlichen Seite beleuchten: Sie werden getragen von den verschiedensten Stimmen und sind immer eingebettet in den Kontext ihrer Zeit. Dementsprechend sind sie manchmal skeptisch oder sogar misstrauisch, sehnsüchtig, unsicher, kompliziert – oder auch überraschend, herzlich und voller Neugier.

Dieses Buch ist zwischen 2017 und 2024 entstanden, und der Weg zur Publikation war holprig. Es entwickelte sich parallel zu gesellschaftlichen und politischen Ereignissen von existenzieller Tragweite in beiden Ländern. In Israel reißen sich kriegerische Auseinandersetzungen, fünf Parlamentswahlen, seit Anfang 2023 landesweite Proteste gegen die sogenannte Justizreform der rechts-religiösen Regierung Benjamin

Hotel Felsengarten, Kassel, 1982

© Micha Bar-Am



Netanjahus und der Terroranschlag der Hamas auf Israel am 7. Oktober 2023 mit dem darauffolgenden (und bis zum Redaktionsschluss des Buches andauernden) Krieg aneinander.

In Deutschland zog 2017 die AfD in den deutschen Bundestag ein, 2019 verübte ein Rechtsextremist an Jom Kippur, dem höchsten jüdischen Feiertag, einen Anschlag auf die Jüdische Gemeinde und die Synagoge in Halle und tötete zwei Menschen. Im selben Jahr ermordete ein Neonazi Walter Lübcke, CDU-Landtagsabgeordneter in Hessen und Regierungspräsident in Kassel. Ein Rechtsterrorist erschoss 2020 in Hanau neun Menschen aus rassistischen Motiven.

Für Gesamt-Europa war diese Zeit vor allem gezeichnet vom Brexit im Jahr 2020 und dem Überfall Russlands auf die Ukraine 2022. Bundeskanzler Olaf Scholz prägte in diesem Zusammenhang das Wort »Zeitenwende« und verdeutlicht damit die Tragweite der Ereignisse. Zusätzlich fiel die Corona-Pandemie in den Entstehungszeitraum dieses Buches, in der das gesellschaftliche Leben in beiden Ländern, wie auf der ganzen Welt, zum Erliegen kam.

Wir haben an unserem ursprünglichen Vorhaben festgehalten. Das Buch und sein Konzept wuchsen mit den Gesprächen, die wir über die Jahre – allen Widrigkeiten zum Trotz – führen konnten. Mit den einzelnen Interviews fügte sich nach und nach das Bild eines komplexen Beziehungsgeflechtes mit vielen Schnittmengen und Wechselwirkungen zusammen. Auch wenn diese Gespräche-Sammlung keine Tagesaktualität beansprucht, so spiegeln sich die weltpolitischen Ereignisse direkt und indirekt in den Texten unserer Interviewpartner:innen. Wir sind dankbar, dass nach der Zwangspause durch die Corona-Pandemie unser Vorhaben wieder an Fahrt aufnahm, als die Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus e. V. entschied, der Veröffentlichung institutionell einen Rahmen zu geben. Für den kreativen und wertvollen Austausch mit den Kolleg:innen der KIgA e. V. auf dem Weg zur Publikation, insbesondere mit Derviş Hızarcı, danken wir sehr herzlich.

Der Terrorangriff der Hamas am 7. Oktober 2023 stellte eine Zäsur dar, die das Leben der meisten unserer Protagonist:innen in einen Ausnahmezustand versetzte. Die Autorin und Aktivistin Lizzie Doron beschreibt das in einem Gespräch mit uns so: »Im Moment bin ich wie ein Mensch ohne Haut. Es tut körperlich weh und ist so beängstigend.« Auch die Musikerin Alma Sadé beschreibt, wie die aktuelle Situation sie ganz unmittelbar berührt: »Der 7. Oktober hat mich zu einer Ausländerin gemacht. Ich spüre einen existenziellen Bruch in mir, genau wie das Land Israel einen Bruch erlebt.«

Für manche unserer Gesprächspartner:innen hält dieser Ausnahmezustand bis zum heutigen Tag an. Lizzie Doron schreibt Trauerreden, die Literatin Julia Fermento Tzaisler berichtet über die aktuelle Lage in der internationalen Presse, die Unternehmerin Jenny Havemann engagiert sich ehrenamtlich und geht auf Beerdigungen (unabhängig davon, ob sie die Personen kannte oder nicht), die Linke-Politikerin Petra Pau spricht auf Kundgebungen in Berlin, die Autorin Sarah Blau gibt vermehrt Interviews, und der Pianist Igor Levit reist zu Solidaritätskonzerten nach Israel.

Wir haben nach einem angemessenen Weg gesucht, mit dieser neuen Realität umzugehen und dem beschriebenen Bruch und dem großen Schmerz Raum zu geben. Deswegen haben einige unserer Interviewpartner:innen, die wir vor dem 7. Oktober gesprochen haben, ihren ursprünglichen Gedanken einen Nachtrag hinzugefügt, der eine direkte Reaktion auf dieses und die folgenden Ereignisse abbildet.

In den Gesprächen mit Micha Ullman wird deutlich, wie sich zeitliche Kontinuität und Aktualität in einem einzelnen Beitrag vereinen können: Im Jahr 2018 lud uns der Künstler in sein Atelier nach Ramat HaSharon ein, und wir waren umgeben von Skizzen, Bronze-Skulpturen und Mal-Utensilien, während er über seine Bilder Himmel, Luft und Erde sprach. Er reflektierte über sein Deutschland-Bild anhand seines Denkmals zur Erinnerung an die Bücherverbrennung (*Leere*



Küchentisch in der Wohnung von
Uri Avnery, Tel Aviv, 2018

© Alexandra Nocke

Bibliothek, 1995) auf dem Berliner Bebelplatz. In einem Nachtrag bezieht sich Micha Ullman auf die Tatsache, dass dieser Ort nach dem 7. Oktober von der israelischen Community in Berlin als Gedenkort für die Geiseln und die Getöteten genutzt wurde und so eine zusätzliche Bedeutungsebene erfuhr. Auch brach die Realität des Krieges während eines Telefonats mit Richard C. Schneider ganz unmittelbar ein, als der Alarm auf seinem Mobiltelefon ununterbrochen vibrierte, um vor dem Beschuss Tel Avivs durch Raketen der Hamas aus Gaza zu warnen.

Aus den unterschiedlichen Texten, die nach dem 7. Oktober entstanden sind, wird deutlich, dass sich Israel an einem Wendepunkt befindet und die Zerrissenheit, die über die vergangenen Jahre gewachsen ist, scheinbar einen Höhepunkt erreicht hat. Schon vor dieser Zäsur hat Botschafter a. D. Shimon Stein analysiert: »Man kann sagen, dass Israel ein Projekt im Entstehen ist. Ein Projekt, bei dem wir ein paar grundsätzliche Fragen über unsere Zukunft noch nicht gelöst haben, was jetzt zum Vorschein kommt.« Das schon zuvor fragile Gefühl von Sicherheit wurde durch den Überfall weiter zerstört und von einem Zustand der Verunsicherung abgelöst.

Gesamtgesellschaftlich driftet die gegenseitige Wahrnehmung von Israelis und Deutschen seit mehreren Jahrzehnten immer weiter auseinander, wie regelmäßig durchgeführte Meinungsumfragen zeigen: Während Israelis Deutschland immer positiver sehen und in großer Zahl besuchen, verschlechtert sich der Blick der Deutschen auf Israel mit der Zeit immer weiter – und Reisen nach Israel bleiben eine Ausnahme. Die zunehmend ablehnende Haltung heizt auch die Debatten zu Israel in der deutschen Öffentlichkeit an, in denen es häufig an Differenzierungen fehlt.

Wenn von »den Beziehungen« zwischen Deutschland und Israel die Rede ist, wird es schnell staatstragend – oder schwarz-weiß. Dann geht es um »pro« und »anti«, um Täter und Opfer, um politische Positionierungen und Stellung-

nahmen, die häufig nach Worthülsen klingen. Das hat jedoch wenig mit den Lebenswelten von Israelis und Deutschen zu tun, die sich tatsächlich begegnen. Ihre Geschichten erzählen von Zwischenmenschlichem und Emotionen, persönlichen Verbindungen und gemeinsamem Erleben.

Genau diese menschlichen Beziehungen interessieren uns. Wir wollen das Konstrukt »Deutsch-Israelische Beziehungen« mit Leben füllen. Deswegen überlassen wir – über vermeintlich Trennendes hinweg – unseren 35 Protagonist:innen die Bühne. Dabei geht es uns nicht darum, Meinungen abzufragen, sondern vielfältigen Erfahrungen und Perspektiven Raum zu geben.

Wir haben all unseren Gesprächspartner:innen zwei Fragen gestellt: *Woran denkst Du, wenn Du an Israel denkst?* *Woran denkst Du, wenn Du an Deutschland denkst?*

Tauchen bei diesen Worten vor Deinem inneren Auge Bilder auf? Sind diese Bilder abstrakt oder konkret? Geht es um bestimmte Orte, Gegenstände, Gerüche, Geräusche oder Personen? Denkst Du an Situationen oder Eindrücke?

Es stand allen Interviewpartner:innen frei, diese Fragen so persönlich, kreativ, politisch oder unpolitisch zu beantworten, wie sie wollten.

Bevor wir Personen für ein Interview angefragt haben, haben wir für uns Voraussetzungen festgelegt, die all unsere Gesprächspartner:innen erfüllen sollten: Wir wollten mit Menschen sprechen, die Israel und Deutschland aus eigenem Erleben kennen, die in der Öffentlichkeit stehen, unterschiedliche Perspektiven mitbringen und mehrheitlich nicht als »Expert:innen für die deutsch-israelischen Beziehungen« bekannt sind.

Wir wollten zeigen, dass gelebte Beziehungen zwischen Israel und Deutschland nicht in eine eng geschnürte Kategorie passen, sondern getragen werden von Menschen. Menschen, die jung oder alt sind, die sich politisch konservativ,



What to do?!

Handwritten graffiti tags in black ink, including a large stylized piece and smaller tags like 'ZIT' and 'PAPA'.



leh bin

URS
Handwritten graffiti tags in black ink, including 'URS' and 'PAPA'.

progressiv oder »weder–noch« verorten, die verschiedene religiöse Zugehörigkeiten haben und die unterschiedlichsten Lebenserfahrungen mitbringen.

Unsere Vorstellungen und Wünsche waren jedoch nur eine Seite der Medaille. Auf der anderen Seite stand die Frage, wer einem Gespräch mit uns überhaupt zustimmen würde. Hier zeigte sich früh eine klare Tendenz: Die angefragten Israelis antworteten in der Regel schnell, unkompliziert und persönlich, um ein Treffen für das Gespräch zu vereinbaren. Absagen stellten eine Ausnahme dar.

Wenn wir Menschen aus Deutschland anfragten, war es genau umgekehrt: Zusagen waren die Ausnahme. In der Regel erhielten wir über ein Sekretariat, Büro oder Management eine Absage, keine Antwort oder – im besten Fall – viele Rückfragen.

Mit jeder Zu- oder Absage überlegten wir neu, wen wir als nächstes anschreiben sollten, immer mit dem Ziel vor Augen, eine möglichst »diverse«¹ Gruppe abzubilden. Insgesamt haben wir etwa 80 Personen angefragt, von denen sich 35 zu einem Interview bereit erklärten.

Dabei war es von unserem ersten bis zum letzten Gespräch deutlich unkomplizierter, Interviews mit Israelis zu vereinbaren – mit einer Einschränkung: Von zwei Ausnahmen abgesehen hat kein arabischer Israeli bzw. Palästinenser:in, die in Israel lebt, einem Gespräch mit uns zugestimmt. Unter den Interviewpartner:innen aus Deutschland befindet sich trotz zahlreicher Anfragen ebenso weder ein:e muslimisch gelese-ne:r Deutsche:r oder Deutsche:r mit arabischer oder palästinensischer Migrationsgeschichte.

¹ Diversität meint in diesem Fall nicht die Diversität der israelischen und deutschen Gesellschaften insgesamt, sondern innerhalb der von uns festgelegten Parameter: Aus Deutschland haben nur etwa 7 Prozent der Bevölkerung jemals Israel besucht. Innerhalb dieser Minderheit haben wir Gesprächspartner:innen gesucht, die in der Öffentlichkeit stehen. Uns ist bewusst, dass diese Gruppe keinen repräsentativen Querschnitt der Bevölkerung Deutschlands darstellt. Aus Israel haben mehr Menschen (etwa 40 Prozent der Bevölkerung) Deutschland besucht. Aber auch hier verringert sich die Gruppe der möglichen Gesprächspartner:innen durch die Anforderung, Personen des öffentlichen Lebens zu befragen.

Diese Leerstelle hat uns sehr beschäftigt, und wir haben lange versucht, sie zu schließen. Dass es uns nicht gelungen ist, ist vielleicht aber auch schlicht eine ehrliche Zustandsbeschreibung des »deutsch-israelischen Projekts«. Wir gehen davon aus, dass die Sorge, die wir den zögerlichen Zusagen aus Deutschland entnommen haben (Sorge, in ein Fett-näpfchen zu treten, etwas »Falsches« zu sagen, neben den »falschen« Personen zwischen zwei Buchdeckeln zu landen), für arabische Israelis oder Deutsche mit Migrationsgeschichte noch präsenter sein könnte.

Unsere Interviewpartner:innen waren bei unseren Gesprächen zwischen Ende 20 und Mitte 90 Jahre alt. Viele haben Deutsch mit uns gesprochen, auch wenn es nicht ihre Mutter- oder Alltagssprache ist, sondern eine Sprache, die sie erst später im Leben oder in einigen Fällen nur in ihrer frühen Kindheit gelernt haben, bevor sie Deutschland verlassen mussten. Zwei unserer Gesprächspartner sind in der Zwischenzeit leider verstorben, und wir sind sehr froh, dass wir noch die Möglichkeit hatten, mit ihnen zu sprechen: Der Friedensaktivist und ehemalige Politiker Uri Avnery (1923–2018) und der Jurist Gabriel Bach (1927–2022), der einer der Ankläger im Gerichtsverfahren gegen Adolf Eichmann war.

Wir haben mit Künstler:innen, Diplomaten:innen, Autor:innen, Musiker:innen, Politiker:innen, Schauspieler:innen, Regisseur:innen, Aktivist:innen, Journalist:innen, einem Juristen und einem Mentalisten gesprochen. Unsere Gesprächspartner:innen vertreten teils konträre politische Meinungen, haben verschiedene Zugänge zu unseren Fragen gewählt und uns – auch emotional – auf sehr unterschiedliche Reisen mitgenommen.

Wenn wir von »Israelis« und »Deutschen« sprechen, handelt es sich nicht um eine klare Zuordnung, sondern eher um eine »weiche Kategorie«. Unsere Interviewpartner:innen verdeutlichen, dass Identitäten keine Einbahnstraßen sind, sondern durchaus mehrere parallele Zugehörigkeiten beinhalten

Müllraum



können. Sie haben in vielen Fällen mehr als eine Staatsangehörigkeit, wechselnde Wohnorte, unterschiedliche Lebensmittelpunkte, sind in einem Land geboren, einem zweiten Land aufgewachsen und leben nun in einem dritten. Sie sprechen mehrere Sprachen. Würden wir vom aktuellen Wohnort ausgehen, hätten wir mit mehr »Deutschen« als »Israelis« gesprochen. Nehmen wir allerdings die bevorzugt genutzte Alltagssprache als Richtwert, hatten wir mehr hebräischsprachige Interviewpartner:innen als deutschsprachige. Und wenn wir all diese Aspekte zusammennehmen, wird deutlich, dass einfache Zuordnungen nicht allen Lebensrealitäten entsprechen.

Wenn wir also von »Israelis« und »Deutschen« sprechen, legen wir die Selbstverortung unserer Gesprächspartner:innen zugrunde. Und die ist – wie gerade beschrieben – nicht in Stein gemeißelt.

Die Interviewsituationen waren so unterschiedlich wie unsere Gesprächspartner:innen selbst. Aber genau wie bei den Reaktionen auf unsere Anfragen gab es auch hier eine Tendenz: Während die Gespräche mit unseren deutschen Interviewpartner:innen in der Regel in einem eher professionellen und manchmal distanzierten Umfeld stattfanden – einem Büro, einer Hotellobby oder eventuell einem Restaurant, das für alle Beteiligten gut zu erreichen war –, schlugen unsere israelischen Gesprächspartner:innen mehrheitlich ein eher privates Umfeld vor – das eigene Wohnzimmer, das Lieblingscafé oder abends eine Bar (inklusive Whiskey). Das Umfeld wurde zum Teil unseres Gespräches. Wir waren umgeben von Haustieren, Partner:innen, verbogenen Löffeln, Autoreparaturen, zu pflegenden Angehörigen oder künstlerischen Auseinandersetzungen mit den unterschiedlichen Erscheinungsformen von Sand.

Mit Beginn der Corona-Pandemie und den damit einhergehenden Reisebeschränkungen verlagerten sich einige unserer Gespräche in den digitalen Raum und in manchen Fällen ans Telefon. Einige unserer Interviewpartner:innen hatten sich im Vorfeld sehr genau auf unsere zwei Fragen vorberei-

tet, gaben ihre Antworten, und wir waren schnell mit dem Interview fertig (Rekord: 10 Minuten). Andere saßen mehrere Stunden mit uns zusammen und nahmen uns auf eine ausführliche Gedankenreise durch Assoziationsketten mit.

Interessanterweise gingen mehrere unserer Gesprächspartner:innen zunächst davon aus, dass wir sie nur zum jeweils »anderen« Land befragen wollten. Und während die Antwort darauf den meisten recht leichtfiel, taten sich viele mit dem »eigenen« Land deutlich schwerer.

In einigen hallte unser Gespräch offensichtlich lange nach. Sie meldeten sich Tage oder zum Teil noch Wochen später mit weiteren Gedanken, Ergänzungen oder Korrekturen.

Begleitet werden die einzelnen Zitate von Fotografien, die von unseren Gesprächspartner:innen zum großen Teil selbst für diese Publikation ausgewählt wurden. Wir haben vorab darum gebeten, keine klassischen Portraits zu schicken, sondern Fotos zu wählen, die in einem Zusammenhang zum gewählten Text stehen und ihm eine zusätzliche Dimension verleihen können. So fallen die »Bild-Portraits« – genau wie die Interviews selbst – je nach Person sehr unterschiedlich aus.

Die hier versammelten Fotos und Texte sind Momentaufnahmen – mal sind es persönliche Zugänge, mal politische Positionen. Mal sind sie unvereinbar, mal bewegend und emotional. Was alle Antworten auf unsere zwei Fragen eint: sie wären wahrscheinlich anders ausgefallen, hätten wir unsere Gespräche an einem anderen Tag geführt.

Wehmut spricht aus den Texten, die Kulinarisches ins Zentrum stellen: da geht es um Streuselkuchen, Schnitzel mit Kartoffeln und Maiskolben. Es geht um Geschmäcker und Gerüche, die Kindheitserinnerungen wachrufen. Entfremdung und Distanz sprechen aus den Passagen, die schlechtes Wetter, das Grau und zugezogene Gardinen thematisieren, und in den Texten, die Landschaften und Orte beschreiben, wie den

Rhein, die Wüste, den Wald oder Berlin-Marzahn, zeigt sich die Verbundenheit mit Heimat.

Einzelne Texte handeln von Identität, Engagement, Entwurzelung und Ernüchterung. Sie polarisieren und verbinden, rufen Erinnerungen wach, erzählen Familiengeschichten und zeigen die Vielfalt der deutsch-israelischen Erfahrungen.

Beziehungen sind vielschichtig und komplex. Sie verändern sich. Sie leben durch Nähe, Offenheit und Neugier genauso wie durch Auseinandersetzung, Reibung und Abgrenzung. Sie können widersprüchlich und herzlich zugleich sein. Beziehungen entstehen nicht durch Debatten und Analysen, sondern durch Menschen. Menschen, die ihre ganz eigenen Erfahrungen und Perspektiven einbringen, die ihre Meinungen ändern, die sich in einigen Fragen komplett uneins sind. Und die – in diesem Fall – alle Teil der gelebten Beziehungen zwischen Deutschland und Israel sind. Diese Gleichzeitigkeit widersprüchlicher Perspektiven kann anstrengend und fordernd sein. Sie ist aber vor allem eins: menschlich. Diese Gleichzeitigkeit macht es unmöglich, die Beziehungen zwischen unseren Ländern in Schubladen zu packen. Oder um es mit Marcel Reif zu sagen: »Ich kann nicht eine einzelne Sache rausgreifen, ein Bild. Das ist Pollock. Und jeder Klecks ist wichtig, ich kann nicht einen raussuchen, weil Sie ein Bild brauchen.«

Wir sind sehr dankbar für die Zeit und Offenheit unserer Gesprächspartner:innen. Dazu zählen auch die Kinder des verstorbenen Gabriel Bach, Michael und Orli Bach, die den Beitrag ihres Vaters freigegeben und liebevoll ergänzt haben. Wir freuen uns über jeden einzelnen »Farbklecks«, der zu diesem Projekt beigetragen hat und den wir, in einigen Fällen mehrere Jahre nach dem geführten Gespräch, hier nun präsentieren dürfen. Die Bilder, Assoziationen und Geschichten unserer Interviewpartner:innen stehen für sich. Wir haben sie weder bewertet noch eingeordnet. Unser Ziel war es nicht, in Debatten einzutreten, sondern abzubilden, was – aus

Sicht unseres Gegenübers – die Beziehung zu Israel und Deutschland für sie oder ihn im jeweiligen Moment beschreibt.

Herausgekommen ist ein vielstimmiges Buch. In der Gesamtschau der Beiträge ist ein Zeitdokument entstanden, das die aktuelle Befindlichkeit in Bezug auf Deutschland und Israel zeigt. Dieses Buch ist persönlich, nahbar und subjektiv. Es ist Ausdruck unserer zerbrechlichen Weltlage und der aktuellen Schwierigkeiten im Umgang miteinander. Im Gespräch der einzelnen Beiträge miteinander – zwischen diesen Buchdeckeln – ist es uns im besten Fall gelungen zu überraschen, zu faszinieren und zu irritieren. Wir blicken auf Trennendes und Verbindendes, Ungewöhnliches und auch vermeintlich Typisches. Die gelebten Beziehungen zwischen Israelis und Deutschen sind vielgestaltig und verschiedenartig. Nur eines sind sie nicht: schwarz-weiß.

JULIA FERMENTO TZAISLER

[Berlin kann das nicht kompensieren.]

Die Schriftstellerin Julia Fermento Tzaisler wurde 1984 in Kfar Saba geboren und wuchs in Israel auf. Ihr Debütroman *Safari* erschien 2011 und wurde ein Bestseller. 2015 veröffentlichte sie ihren zweiten Roman *Kfar Saba 2000*. Sie erhielt hierfür mehrere Auszeichnungen, unter anderem auch den *Minister of Culture Award for Young Writers*. Ihre Essays und Kurzgeschichten erschienen in Übersetzungen in Israel, Deutschland, Polen, Großbritannien und den USA. Fermento Tzaisler promovierte in Jüdisch-Amerikanischer und Jiddischer Literatur an der UC San Diego. Sie gründete den *PEN Israel* und ist derzeit künstlerische Leiterin des *Jerusalem Writers Festival*. Julia Fermento Tzaisler lebt in Tel Aviv.



Julia Fermento Tzaisler,
Tel Aviv, 2023

© Ori Taub

Meine erste instinktive Assoziation ist nicht gut, sie geht mit ein wenig Angst einher. Ich denke an Mord. Vielleicht wie ein Messer, wie ein langer, eleganter Dolch, ein schwertähnlicher Dolch. Das Bild ist überhaupt nicht schwarz-weiß, es kommt mir sehr lebendig vor. Der Dolch sieht elegant aus, er ist edel. Er ist nicht brutal, man kann damit Briefe öffnen. Aber er ist auch optisch ansprechend und effizient. Ich bin in einem solchen Zuhause aufgewachsen, mein Vater gehört zur Zweiten Generation, da ist das so. Es ist immer lebendig und wurde nie zur Geschichte. Es ist nie die Vergangenheit, noch nicht. Ich denke, das ist eine ganz banale Sache: Sie haben mein Volk getötet. Ich habe andere Gedanken, aber irgendwie kommt es immer darauf zurück. Ich habe mehrere Freunde, die in Berlin leben, und ich habe auch andere Assoziationen, aber Berlin kann das nicht kompensieren. Manchmal kann es ein schöner Überwurf sein, aber ich komme immer wieder zum Messer zurück. Berlin funktioniert für mich nicht so. Ich war schon oft dort und es gefällt mir da, aber es fällt mir schwer, darüber hinauszugehen.

Mein erster Besuch in Deutschland war auch das erste Mal, dass ich alleine im Ausland war. Bei einem Englisch-Sommerkurs freundete ich mich mit einem Mädchen aus Regensburg an. Sie besuchte mich zu Hause bei meinen Eltern in Israel, und dann besuchte ich sie. Und ich hatte Freunde aus der Schule, die mich halb-scherzhaft vor meiner Reise warnten, ich solle aufpassen, dass sie mich in Deutschland nicht umbringen würden.

Ich denke an die Sonne, den spezifischen Gelbton der Sonne. Die ganz besondere sonnige Farbe, die der Himmel hier hat. Das kann vielleicht manchmal zu hell sein, aber auch sehr lebendig und gelblich. Es ist größtenteils positiv, aber wenn ich darüber nachdenke, kann es zu heiß sein. Doch überwiegend sonnig. Ein bisschen wie im Zauberer von Oz, wenn sie der Sonne entgegengehen. Eine riesige Sonne. Es gibt mir das Gefühl, zu Hause und sicher zu sein. An den Rändern brennt sie, aber größtenteils ist es sonnig und warm. Und ich stelle es mir fast wie ein Kind vor, wenn man manchmal sein Zuhause vermisst und den Drang verspürt, seine Mutter zu sehen. Für mich ist mein Zuhause ein fester Ort, es ist das Haus meiner Eltern, in dem ich aufgewachsen bin, in Kfar Saba. Es ist das Stück Land, das mein Großvater gekauft hat, als er hierherkam. Als meine Eltern irgendwann mal darüber nachdachten, das Haus zu verkaufen, reagierte ich sehr heftig. Es ist keine lockere Angelegenheit, sondern ich fühle mich sehr protektiv und etwas zwiegespalten. Als meine Großeltern das Haus bauten, pflanzte meine Großmutter Julia Zypressen rund um das Haus, das war der Ausblick meiner Kindheit.

[Es ist das Stück Land, das mein Großvater gekauft hat, als er hierherkam.]

Viele Menschen haben im letzten Monat auf grausame, teuflische und unverzeihliche Weise ihr Zuhause verloren. Für andere ist zwar die physische Bleibe unversehrt, aber das ideologische und geistige Zuhause wurde zertrümmert. Diese Heimat, der feste Boden, auf dem ich einst stand, waren für mich die Ideen und Werte, die mir den Weg wiesen: Humanismus, Feminismus und Liberalismus, kurz: die Linke. Dieses Haus wurde am 7. Oktober schwer getroffen, und seither wird es von vielen in Israel und in der ganzen Welt weiter zertrümmert – seine Türen aus den Angeln gehoben, seine Fenster zerbrochen.

Im Moment habe ich kein geistiges Zuhause mehr. In einer Zeit, in der Menschen ihre Liebsten und ihr Zuhause verlieren, weiß ich, dass mir Schlimmeres passieren könnte. Freunde auf der Rechten haben mir die Hand gereicht und wollen mich bei sich aufnehmen, aber auch wenn einige unserer Positionen sich mehr und mehr überschneiden, gehöre ich nicht dorthin. Ich gehöre nirgendwo hin, ich treibe durch den dichten historischen Nebel der geistigen Einsamkeit.

Vor meinem geistigen Auge taucht mein neues Zuhause auf, und es ähnelt jenen Häusern mit roten Dächern, die auf den Bechern des beliebten israelischen Tnuva-Hüttenkäses abgebildet sind. Es ist ein hebräisches Haus, das Menschlichkeit, Gleichheit und Liebe zum Leben verkörpert. Ich glaube, dass es eines Tages wieder aufgebaut werden wird. Und ich hoffe, dass es mit vielen aufrichtigen und mutigen Menschen gefüllt sein wird, die ihre Werte auf den Schultern tragen, statt sie als Krone auf ihr Haupt zu setzen.

[Es ist ein hebräisches Haus, das Menschlichkeit, Gleichheit und Liebe zum Leben verkörpert.]

ALMA SADÉ

Die Sopranistin Alma Sadé wurde 1981 als Alma Saddeh Moshonov in eine renommierte Künstler:innenfamilie in Tel Aviv geboren. Nach einem Schulpraktikum am Opernhaus von Tel Aviv zog sie nach New York und absolvierte ein vierjähriges Gesangsstudium am Mannes College of Music. Anschließend erhielt sie ein Engagement an der Deutschen Oper am Rhein und überzeugte mit ihrer gesanglichen wie sprachlichen Vielseitigkeit. Sie sang klassische Opern und Operetten in deutscher, französischer und italienischer Sprache. Seit 2014/2015 ist sie als Solistin festes Ensemblemitglied an der Komischen Oper in Berlin und übernahm unter anderem Rollen in *Die Hochzeit des Figaro*, *West Side Story* und *Anatevka*. Alma Sadé lebt in Berlin.

[Besonders diese großen Ficusbäume, die in den Boulevards stehen, und die ich von meinem Fenster sehen konnte.]



Ficusbäume, Rothschild Boulevard, Tel Aviv, 2023

© Alma Sadé



Alma Sadé, 2023

© Alma Sadé

ALMA SADÉ → DEUTSCHLAND

Interview am 30. Juni 23 in Berlin (Deutsch)

Ich glaube, mein erstes Bild ist von meinem zweiten Tag in Deutschland. Da war ich sofort an der Deutschen Oper am Rhein in Düsseldorf, wo ich einen neuen Vertrag hatte. Ich konnte kaum Deutsch, nur aus den Liedern, die ich sang, Schubert, Schumann und alles. Und so kam ich dorthin und wurde geworfen in eine Opernproben-Situation, das war für mich sensationell. Meine erste Erinnerung ist, wie grün alles ist. Wir mussten jeden Tag einen Bus nehmen von Düsseldorf nach Duisburg zur Probephase, das dauert ungefähr 30 Minuten. Und als ich zum ersten Mal diese Busfahrt gemacht habe, dachte ich, das ist das Schönste, was ich je gesehen habe.

Das ist Europa, das ist Deutschland. Diese grüne Fläche, dieses quasi *nowhere land*, wo ein Opernhaus ist, in Duisburg. Alle anderen fanden diese Fahrt schrecklich – und ich fand das sensationell. Es war jahrelang ein Witz, dass ich dachte, dass das so traumhaft war, wo alle anderen diese tägliche Busfahrt schon nicht mehr ertragen konnten. Traumhaft, weil ich in dem Moment dieses Gefühl von Offenheit und Freiheit gespürt habe. Für uns, die wir aus Israel kommen, wo alles braun ist, war besonders die Natur faszinierend. Hier war alles so offen und feucht und gesund. Wo alles so gut wachsen kann. Diese Frische, diese Luft. Und diese grünen Flächen.

Das hat in mir ein Gefühl der Freiheit ausgelöst.

ALMA SADÉ

Interview am 30. Juni 23 in Berlin (Deutsch)

→ ISRAEL

Ich habe das alte Tel Aviv in meinem Kopf. Sonne und Bäume, Schatten und besonders diese großen Ficusbäume, die in den Boulevards stehen, und die ich von meinem Fenster sehen konnte. Sie haben eine Frucht, die runterfällt, und alle werden davon schmutzig, und die Straßen werden schmutzig, und trotzdem sind die stolz und schön. Und ich habe irgendwie diese Bäume im Kopf, die total präsent in meinem Israelbild sind. Mehr als zum Beispiel Strand oder Sonne.

Und das Gefühl von *Community*. Offenheit. Du kannst auf die Straße gehen und mit allen reden, als ob sie ein Teil deiner Familie sind. Das konnte ich früher nicht leiden. Und jetzt vermisse ich das ein bisschen, dass jeder auf der Straße etwas zu sagen hat. Jeder hat eine Meinung. Ich vermisse in Deutschland die Flexibilität. Israel bietet viel Flexibilität im Alltag, die hier schwer zu bekommen ist. Und das hatte ich auch als Jugendliche, so mit 16, 17, wo du am Abend mit Freundinnen raus gehst, und du weißt nicht, was die Welt bringt. Alles ist möglich, und es gibt eine große Flexibilität. Hier ist immer das Gefühl, dass es ein bisschen strukturierter ist.

ALMA SADÉ

/ NACHTRAG

telefonisch, 14. Dezember 2023 (Deutsch)

Es gibt ein Leben vor dem 7. Oktober und eines danach. Zum ersten Mal in meinem Leben befindet sich Israel in einer existenziellen Krise. Und diese existenzielle Bedrohung des Staates Israel verspüre ich auch persönlich. Als ob ich selbst eine Bedrohung meines eigenen Lebens erleben würde.

Werden wir überleben oder werden wir nicht? Der 7. Oktober hat mich zu einer Ausländerin gemacht. Ich spüre einen existenziellen Bruch in mir, genau wie das Land Israel einen Bruch erlebt.

Wir haben eine große Umarmung von Deutschland bekommen. Und das erleichtert meine existenziellen Schmerzen. Das ist schon eine bedeutungsvolle Umarmung für uns. Besonders mit unserer persönlichen Geschichte, wo unser Neffe als Geisel nach Gaza verschleppt wurde. Sein Opa ist in Deutschland geboren und unser Neffe hat jetzt in einem beschleunigten Vorgang die deutsche Staatsbürgerschaft erhalten. Und dieser Druck, den der Kanzler und der Bundespräsident und die Regierung gemacht haben, hat wirklich geholfen, ihn zusammen mit einigen anderen Geiseln zu befreien.

Israel als Idee, der Traum vom Zionismus, bevor es ein schlimmes Wort wurde, war ein guter Traum. Die Hoffnung, dass dieser Traum überlebt und dass da Juden und Muslime und Christen in Frieden zusammenleben können – diese Hoffnung ist das Größte, was ich noch habe.

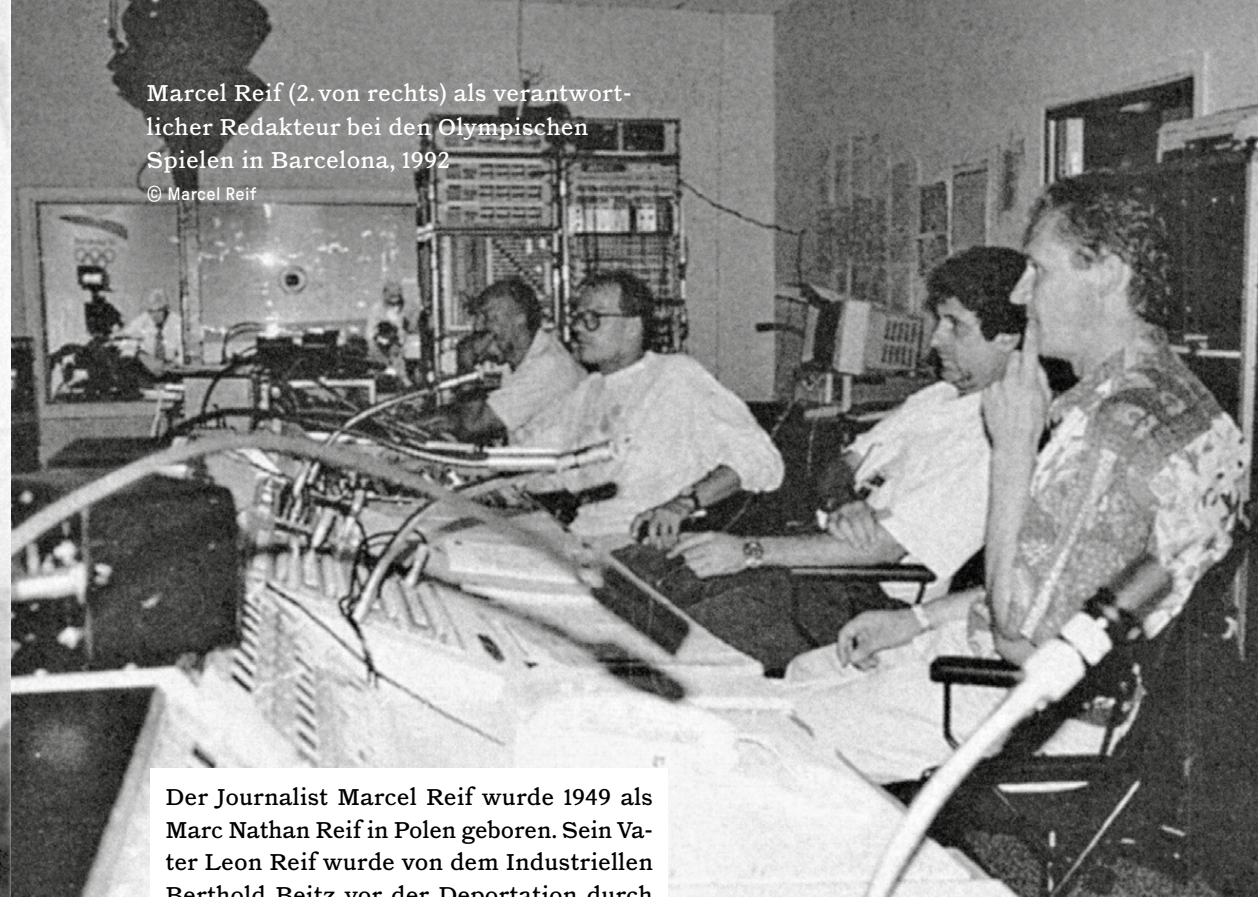
MARCEL REIF



[Ich höre das Rauschen vom Meer.]

Lucie und Leon Reif mit Eva und Marcel,
Überfahrt von Neapel nach Haifa, 1956

© Marcel Reif



Marcel Reif (2. von rechts) als verantwortlicher Redakteur bei den Olympischen Spielen in Barcelona, 1992

© Marcel Reif

Der Journalist Marcel Reif wurde 1949 als Marc Nathan Reif in Polen geboren. Sein Vater Leon Reif wurde von dem Industriellen Berthold Beitz vor der Deportation durch die Nationalsozialisten gerettet. Aufgrund des antisemitischen Klimas in Polen zog seine Familie 1956 nach Tel Aviv. Reif besuchte in Jaffa das von belgischen Mönchen geleitete Collège des Frères de Jaffa. Als Reif acht Jahre alt war, zog seine Familie nach Kaiserslautern. Reif studierte Publizistik, Politikwissenschaft und Amerikanistik in Mainz und arbeitete ab 1972 zunächst freiberuflich für das ZDF. Von 1981 bis 1983 war er im Londoner ZDF-Büro tätig und wechselte 1984 in das Sport-Ressort. Seitdem arbeitete er für verschiedene Print-, TV- und Audiomedien als Sportjournalist und Kommentator und wurde mehrfach ausgezeichnet. Seit 2020 moderiert er zusammen mit Matthias Brügelmann den *BILD*-Podcast *Reif ist live* und kommentiert zweimal wöchentlich die wichtigsten Themen und Ereignisse des nationalen und internationalen Fußballsports. Marcel Reif lebt in München.



Marcel Reif, 2023

© Marcel Reif

MARCEL REIF*Interview am 24. Mai 2019 in Berlin (Deutsch)*

→ ISRAEL

Wenn du rauskamst aus der Schule, war da ein Sabresstand* und da gab es Falafel. Und ich gehe jedes Mal wieder dahin, gehe am Meer entlang. Früher standen an der Promenade oben leere Ölfässer, die waren mit kochendem Wasser gefüllt und darin wurden Maiskolben gekocht. Und die hat man dann rausgenommen, gebuttert und gesalzen. Der Geschmack aus dem Wasser vom Meer und dann das Ding. Das sind kulinarische Erinnerungen, darin könnte ich eine Stunde schwelgen. Und dann dieser Kolonialwarenladen, den Geruch kann ich sofort abrufen. Süß, Gewürze, Waschpulver und roter Kaugummi. Viel zu trocken, in der Hitze wird er so trocken, dann zerfällt er dir erst mal im Mund. Und dann musst du ihn bearbeiten, solange der Süßkram darin noch hält, musst ihn weichkriegen, sonst ist der Spaß vorbei. Um fünf rum, wenn die Sonne langsam untergeht, und es ist immer noch warm, aber es brennt nicht mehr, da am Wasser entlang. Ich höre das Rauschen vom Meer. Ich habe schon viele Meere gesehen, aber das Meer in Tel Aviv hat ein besonderes Grundrauschen. Das trifft sich mit den Maiskolben.

* Sabres (hebräisch): Kaktusfeigen

MARCEL REIF → DEUTSCHLAND*Interview am 24. Mai 2019 in Berlin (Deutsch)*

Ich kann nicht eine einzelne Sache rausgreifen, ein Bild. Das ist Pollock. Und jeder Klecks ist wichtig, ich kann nicht einen raussuchen, weil Sie ein Bild brauchen.

Durch dieses Nicht-sprechen-Können als Kind habe ich einen Sprachenwahn entwickelt, so dass ich nach zwei Wochen in London wirklich sehr gut Englisch sprechen konnte. Und zwar so, dass ich auch Dialekte beherrsche. Ich kann Ihnen auch italienische Dialekte anbieten. Das hat etwas jüdisch-assimilationsgetriebenes, glaube ich.

Meine erste Auslandsreise nach dem Abitur war zu meiner Tante und Cousine nach Tel Aviv. Und da war ich dann »der

Sohn vom schönen Leon«. Man mochte mich. Abends kamen Freundinnen meiner Tante zum Essen. Ältere Damen, lila Haare. Und ich war etwa 19. Das Essen war fürchterlich ungastlich. Es wurde immer kühler, auch wenn ich es mir nicht erklären konnte. Und kein Wort Deutsch. Schön stringent Hebräisch und ich verstand nichts. Und dann ging es los »Wie konnte dein Vater wieder nach Deutschland gehen? Wie kannst du als der Sohn in Deutschland leben?« Das ging gefühlt eine Ewigkeit. Ich habe mich nirgends so deutsch gefühlt und so missverstanden wie in diesen zwei Stunden. Die haben mich zu Hackfleisch gemacht. Ich konnte auch die Dimension nicht verstehen, weil mein Vater sie bei uns zu Hause nicht etabliert hatte. Über seine Geschichte wurde nicht geredet. Irgendwann war ich platt, und sie haben wohl auch gemerkt, dass ich jetzt nicht die deutsche Nationalhymne anstimmen werde. Sie hörten auf, mich anzugreifen und die Situation drehte sich. Und dann kamen so erste Brocken Deutsch. Am Ende liefen Tränen, das können Sie sich nicht vorstellen. Sie haben Deutsch gesprochen und mich ausgefragt, »Wie ist es denn jetzt in Berlin?«. Ich war in meinem Leben noch nie in Berlin gewesen. Das war das Ergreifendste, was ich je erlebt habe. Ich habe dort das jüdische schlechte Gewissen des Überlebens verstanden, und was Heimat bedeutet. Tel Aviv ist schön. Aber Tel Aviv bei 50 Grad, wenn *chamsin** ist? Einer Dame mit lila Haaren fehlt der Tauentzien.

* Chamsin (arabisch): Heißer Wüstenwind

MARCEL REIF**/ NACHTRAG***Auszug Rede zur Gedenkstunde für die Opfer des Nationalsozialismus im Deutschen Bundestag, 31. Januar 2024 (Deutsch)*

Manches, was ich nach dem 7. Oktober, nach dem Hamas-Massaker an Israelis, auf Deutschlands Straßen und Plätzen hören und sehen musste, das hat mich entsetzt, und mein Vater muss sich im Grab umgedreht haben. Aber was da zuletzt zu hören und zu sehen war, die großen Demonstrationen der Aufrechten, das macht mir Hoffnung.